

## Themenschwerpunkt „Lars Clausen“

„Etwas mehr Nomos ins Leben bringen“

Lars Clausens Staunen über Schlangen

Jan Philipp Reemtsma<sup>1</sup>

**Zusammenfassung:** Mitte der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts schrieb Lars Clausen einen Aufsatz über das soziale Phänomen des Schlangestehens und zusätzlich über das – erstaunliche – Phänomen des spontanen Sich-Bildens von Riesen-Schlangen. Der Vortrag zeichnet Clausens Gedankengänge, die bald ins Grundsätzliche soziologischer Reflexion gehen, nach und schließt eigene Überlegungen über das Staunen als Voraussetzung soziologischen Raisonierens an.

**Schlagworte:** Lars Clausen, Staunen, Schlange

**Abstract:** In the mid-1990 s, Lars Clausen wrote an essay on the social phenomenon of queuing and, in addition, on the astonishing phenomenon of the spontaneous formation of giant queues. The lecture traces Clausen’s train of thought, which soon delves into fundamental sociological reflection, and concludes with his own reflections on wonder as a prerequisite for sociological reasoning.

**Keywords:** Lars Clausen, wonder, queuing

Sehr geehrte Anwesende, liebe Soziologinnen und Soziologen, liebe Schachfreundinnen und -Freunde, liebe Literaturkennerinnen und -kenner, liebe Freundinnen und Freunde aphoristischer Wissenschaftsprosa – und so weiter und so fort – ich wäre überfordert, wenn ich den Erwartungen, die hinter den Stirnen derjenigen, die ich hier angesprochen habe, und derjenigen, die ich hätte ansprechen können, auch nur annäherungsweise nachkommen wollte. Lars Clausen, der Soziologe, der umfangreich und autobiographisch grundiert über sein Fach Auskunft gab, der Fachsoziologe, der – zusammen mit Bettina Clausen – Literatursoziologe, der Literaturwissenschaftler, der Theoretiker der sozialen Sachverhalte und Dynamiken, die man „Katastrophen“ nennt, der Ratgeber der Praxis, der Theoretiker von Schach, Tausch und Arbeit, der ... – seien Sie getröstet, es wird eine Ausgabe Ausgewählter Werke von Lars Clausen geben, aber das braucht noch ein wenig Zeit.

Ich möchte über einen Aufsatz von ihm sprechen und damit gleich auch auf einen Aspekt seiner Soziologie zu sprechen kommen, der mir, wenn er auch nicht bei vielen seiner Arbeiten ins Auge sticht, so doch immer irgendwie eine Rolle spielt, und bei diesem Aufsatz die Einsatzstelle des Gedankens ist.

Das Staunen hat einen guten Ruf bei den Philosophen. Platon lässt seinen Sokrates im „Theaitetos“ sagen, das Staunen sei der Anfang der Philosophie, Aristoteles folgte ihm, wie es

1 Jan Philipp Reemtsma ist Literatur- und Sozialwissenschaftler sowie Gründer und bis März 2015 Leiter des Hamburger Instituts für Sozialforschung. Den nachfolgenden Vortrag hielt er am 9. September 2025 am Hamburger Institut für Sozialforschung.

scheint, Kant bestaunte den gestirnten Himmel und das moralische Gesetz, Goethe ließ seinen „Faust“ sagen, das Staunen sei der Menschen höchstes Teil, und sagte selbst, wie Eckermann berichtet, das Höchste sei, das Urphänomen anzustauen, weiter könne der Mensch nicht gelangen, wogegen es Christoph Martin Wieland mit dem Horazischen *nil admirari* hielt, und Arno Schmidt in „Seelandschaft mit Pocahontas“ schrieb: „Das Erforschliche in Worte sieben, das Unerforschliche ruhig veralbern.“

Das Erstaunen und das Erstaunliche sind erstaunlich wenig selbstverständlich, wenn man drüber nachdenkt. Mit welchem Recht greife ich aus den Rätseln des Universums eines oder zwei heraus, deute auf sie und sage: „das ist jetzt besonders merkwürdig, so, dass es mich an den Schreibtisch und nach einer Abhandlung ruft?“ Oder, etwas weniger raumgreifend: die Leute ringsum – wann ist ihr Benehmen weniger, wann mehr zum Erstaunen? Ein ehemaliger Mitarbeiter des Hamburger Instituts für Sozialforschung wurde auf dem Flugplatz in Newark nach dem Zweck seines geplanten USA-Aufenthalts gefragt, und er antwortete, er sei Soziologe und sei auf eine Tagung in New York eingeladen. Ah (war die Replik), Sie sind Soziologe... Sie können mir also erklären, warum alle diese Leute hier tun, was sie tun? Gar nicht schlecht. Die Wendung dieser schon ein wenig subversiven Frage in ein die Frageform beibehaltendes Statement, das für mich zum skeptischen Leitgedanken des Nachsinnens über das Soziale schlechthin geworden ist, findet sich zum Beginn von Michael Frayns wunderbarer Boulevardkomödie „Noises off!“ (der dämliche deutsche Titel lautet „Der nackte Wahnsinn“). Es geht im Stück um eine – schlechte – Schauspieltruppe, die für eine Tournee über – heruntergekommene – englische Provinzbühnen eine – hanebüchene – Boulevardkomödie erst einübt, dann zu spielen versucht, dann verkorkst. Drei Akte, der erste zeigt die Vorderbühne, die Probe einer Szene, die das spätere Chaos ahnen läßt. Der zweite zeigt die Hinterbühne während einer Vorstellung, die wir durch die Kulissen hören, und wir erleben, was im Hintergrund (für uns im Vordergrund) vor sich geht: allerlei, das deutlich macht, dass niemand aus dem Ensemble draußen auf der Vorderbühne wirklich bei der Sache sein kann. Dritter Akt wieder Vorderbühne, die Schauspieler sind dermaßen nur noch auf ihre Realität hinter der Bühne fixiert, dass sie ihre Texte und Textanschlüsse nicht mehr parat haben und nur noch Unsinn reden und tun, nur einer, der halbwegs bei Sinnen ist, versucht seine Rolle / seinen Text dem jeweiligen Unsinn der anderen anzupassen, um den Eindruck eines kohärenten Stücks zu geben. Ein großartiges Stück rasanten Boulevardtheaters, kunstreich geschrieben, und (wenn gut gespielt) eine tolle Gelegenheit, virtuose Schauspielkunst zu zeigen. Im ersten Akt nun wird ein Running Gag eingeführt, ein rätselhafter Teller mit Sardinen, der immer mal wieder aus dem Weg geräumt werden muss. Über ihm kann man tiefsinnig werden wie über Becketts *Godot*. Jedenfalls kann man in ihm das Gegenmodell zu Tschechows Diktum, wenn in einem Stück im ersten Akt ein Paar Pistolen an der Wand hängen, müssen sie spätestens im letzten auch gebraucht werden, sehen: Der Teller kommt im ersten und im letzten Akt vor und hat weder dort noch hier irgendeinen Sinn. Das fällt (im ersten Akt, bei der Probe) der Schauspielerin, die ihn aus dem Wege räumen und nach nebenan tragen soll, auf, sie fragt den Regisseur, warum sie in aller Welt das tun solle, ohne Begründung, ohne Motivation könne sie sowas nicht spielen. Worauf der Regisseur antwortet (und nur dieser Antwort wegen erzähle ich das alles): „Warum tut überhaupt irgendwer irgendwas?“ Punkt. Schluss. Von diesem Knockdown muss sich die Soziologie erstmal erholen.

Nun, die Soziologie, was bleibt ihr übrig?, macht einfach weiter – was soll sie auch tun – aber sie sollte dieses „Warum tut überhaupt irgendwer irgendwas?“ als methodischen Zweifel in ihr Denken einbauen. Es könnte ja sein, dass Schopenhauer mit seiner Behauptung

„Warum“ sei die Grundfrage und der Beginn aller Wissenschaft, gar nicht recht hat, er sagt: „Die Mutter aller Wissenschaften“<sup>2</sup>. Jedenfalls nicht, wenn man sich das „Warum“ als eine unschuldige Frage vorstellt, als gleichsam kindliches Erstaunen. Das ist zwar ontogenetisch gerechtfertigt – einfach weil es vorkommt, etwa in den enervierenden Wa-ha-ru-humm?-Ketten kleiner Kinder –, aber zum Erwachsenwerden gehört, es sich abzugewöhnen. Ich habe neulich diesen Beginn einer Einführung in die, laut Selbstauskunft, „moderne Philosophie“ gelesen: „Die Philosophie hat das Selbstverständliche zum Thema. Sie untersucht also nicht – wie die empirischen Naturwissenschaften – das Unbekannte und Unvertraute, um es schrittweise zu erklären“ – wir lassen diesen holden Unfug einmal unkommentiert – „sondern das Bekannte, das vielleicht allzu Vertraute, um seine Fragwürdigkeit und Rätselhaftigkeit ins Bewußtsein zu heben.“ (Hutter 2025: 11). Mit wenigstens ebensoviel Recht könnte man sagen, dass Philosophie darin bestehen sollte, unnötige Verrätselungen aufzulösen, wenigstens zu vermeiden, aber vielleicht liefe das ja auf eine Philosophie der Philosophievermeidung hinaus – in diesem Verdacht stehen ja der späte Wittgenstein und Richard Rorty (und in gewissem Sinne zurecht). Im Falle der Soziologie mag man das anders sehen. Aber das naive Fragen und die Idee, Natur und/oder Gesellschaft „seien“ *für sich genommen* „rätselhaft“, sollten am Beginn *keiner* gedanklichen Übung stehen.

Sich zu wundern ist eine künstliche Operation. Eine nicht unwichtige Theorierichtung wurde gleichsam eingeleitet mit dem Satz, es gelte „Theorien zu suchen, denen es gelingt, Normales für unwahrscheinlich zu erklären.“ (Luhmann 2021: 162). Dieses soziologische Erstaunen ist aber von ganz anderer Art als das philosophische rituelle Erschüttertersein durch die angenommene Größe des Gedankens, der mit dem angeblichen Erstaunen angekündigt wird, also einer Camouflage des Banalen. Das soziologische Erstaunen, das hier in seiner luhmannschen Radikalformulierung zitiert wurde, ist ein Weg des Perspektivwechsels, ein Appell, anders hinzusehen als man es gewohnt ist. Das Problem, das Luhmann zum Ausgangspunkt nimmt, ist das der doppelten Kontingenz, das in diesem wunderbaren Witz aufgehoben ist: „Du hast gesagt, dass du fährst nach“ – der Witz wird traditionellerweise mit osteuropäisch/jiddischem Anklang erzählt – „Przemysl. Nu weiß ich, du lügst immer, fährst also nach Warschau. Wenn du aber denkst, ich denk, du fährst nach Warschau, sagst du Przemysl, weil, du fährst wahrscheinlich nach Tschenstochau. Nu weiß ich aber, du fährst nach Przemysl. Also warum lügst du?“ Also kurz: „Du sagst, du fährst nach Przemysl, du fährst nach Przemysl – warum lügst du?“ Ich denke, dass er denkt, dass ich denke, dass er... und so weiter – es müsste in die Blockade führen, aber da es erfahrungsgemäß solche Blockaden nur in sehr seltenen (und soziologisch irrelevanten) Fällen gibt, ergibt sich, dass die Unwahrscheinlichkeit das Allerwahrscheinlichste ist (bei Luhmann heißt das: „die Verdoppelung der Unwahrscheinlichkeit führt zur Wahrscheinlichkeit“ (ebd.: 166)).

Ein wenig erinnern diese luhmannschen Anfänge an Zen-Meditationen, mal mit, mal ohne Ohrfeige. Sie sind leider zu grundsätzlich, gewissermaßen „zu tief“ angelegt, um wirklich klarzumachen, was es mit dem Erstaunen auf sich hat. Um wirklich – sagen wir: soziologisch über Erstaunliches zu reden, müssen wir es von dem unterscheiden, was wir ohne zu erstaunen hinnehmen. Und wenn dieser Gedanke nicht darauf hinauslaufen soll, einfach schulterzuckend und mit Otto Reuter zu sagen: „Ick wunder mir über jarnischt mehr“, kommt man zu dem praktischen Schluß, dass es weder vorgegeben noch theorieabhängig ist, was man für staunenswert erklärt, und dass es einzig vom darstellerischen Geschick abhängt, ob der

2 Schopenhauer 1988: 18 (Er konnte ja nicht wissen, dass Saddam Hussein die verlorene Schlacht um den Irak „Mutter aller Schlachten“ nennen würde.).

Schritt vom Sieh-es-so-an-und-find-es-sonderbar zum Wenn-du-es-so-ansiehst-ist-es-eigentlich-ganz-plausibel überzeugend und mit einer gewissen intellektuellen Eleganz gelingt. „Warum nur“, hat Lars Clausen in einem Aufsatz mit dem (einigermaßen Rätselhaften) Untertitel „Exkursion in den Quellsumpf der Theorien“ gefragt, „mögen sich Menschen auf eine so schwache Ordnung einlassen?“ (Clausen 1994: 155). Er meint das Schlangestehen.

Geschrieben 1981, beginnt der Aufsatz mit dem Blick des BRD-Deutschen auf eine der vielen Warteschlangen in der DDR bzw. mit der DDR-Replik auf den Blick, der ein Erstaunen („Wieder eine?“) ausdrückt: „Ihr habt das ja nicht nötig!“<sup>3</sup> Sprich: Für *uns* selbstverständlich – kein Grund zum Erstaunen. Das Warum wird gleich mitgeliefert: fürs Erstaunen (ihr kommt von anderswo, euch sind die Bräuche fremd) wie fürs Nichterstauntsein (so ist das eben bei uns) plus für Beides: wir sind hier im Sozialismus, das ist eine Knappheitsökonomie, das gehört dazu. (Trotzki hatte irgendwo den gesamten Stalinismus aus der Erscheinung der Schlange abgeleitet: Entscheidung, einseitig auf Schwerindustrie zu setzen: zu wenig Kapital im Konsumgütersektor->Knappheit->Warteschlangen = Orte potentieller Unmutsäußerungen -> oder mehr -> Überwachung der Schlangen durch Polizei(spitzel) -> Überwachungsstaat -> Repressionsapparat.).

Zurück zu Clausen und seiner West-Ost-Begegnung. Auf die Bemerkung des Ostlers, so sei das eben „bei uns“, folgt die Deutung durch den Westler: „Nach Fünfundvierzig haben wir auch Schlange gestanden“ plus: War nach der Währungsreform vorbei, und heute – noch – in der DDR: „Immer noch Schlangen“, ergo Sozialismus hat den Fortschritt (von der sozialistischen Knappheitsökonomie zur Marktwirtschaft) verpasst. Oder: das ulbrichtsche Versprechen „Überholen ohne Einzuholen“ war nicht allein semantisch zum Scheitern verurteilt. Soweit alles klar.

Lars Clausen nun berichtigt die Möglichkeit, das Sich-Bilden von Warteschlangen grundsätzlich auf diese Weise (Osten, Sozialismus) zu erklären: „Ökonomisch gesehen, wird manches auch hier kurzfristig knapp“ (153). Beispiel: Fahrkartenschalter zu bestimmten Zeiten, Beispiel: „klug unterbesetzte Supermarktkassen“ (wieso „klug“ unterbesetzt? Nun: „gekauft haben die Kunden, jetzt kann man an Personal sparen und Zigaretten und Schnoopkram an die Schlange loswerden“<sup>4</sup>). So weit, so gut, so weit das gemeinsame Verständnis. Was nun folgen könnte – aber warum? –, sind weitere Beobachtungen. Aber ich frage gleich: Wer macht die und – warum?

Es sind Beobachtungen, die keines besonderen Beobachters bedürfen, Hinz und Kunz, du und ich, Krethi und Plethi machen sie und Dick, Tom und Harry zudem, es ist der Alltag, es ist das gewohnte Benehmen, es sind die Routinen, zu denen auch die Abweichungen nicht vom Gewohnten, sondern von dem gehören, was man als abweichend von der unterstellten Norm, aber als normal erwartbare Abweichungen in Rechnung stellt – in diesem Fall: das Vordrängeln. Das kennt jede und jeder, jeder und jede haben ihre eigene Art und Weise, damit umzugehen, aber wie geht „die Schlange“ damit um, was ist das, versuchsweise gesagt, „Muster“ des Umgangs mit den – wie wollen wir’s nennen? Negationen des Prinzips Schlangestehen, die die jeweils reale Schlange integrieren muss? – Sie sehen, das sind Formulierungen, die von der Alltagsbeobachtung abweichen, da determiniert etwas wie ein soziologischer Blick das Hinschauen. Nicht das Vordrängeln ist die Überraschung, sondern die eingenommene Beobachterperspektive verlangt: „Lass dich überraschen!“ Wir erinnern

3 Dies und die folgenden Zitate aus: Clausen 1994: 153–168.

4 Für die nicht norddeutschen resp. hamburgischen Leserinnen und Leser: Schnoopkram = Süßigkeiten (In der DDR gab’s „Bück-“, in der BRD gibt’s „Quengelware“).

uns an den Physiklehrer in der „Feuerzangenbowle“, dessen Mantra ist: „Nu stelle mer uns mal ganz dumm...“.

Also – was geschieht, bzw. was sehen wir, wenn wir uns erstaunbar machen? Ein Kind mit einem Lolli will „nur mal eben kurz“ vorbei, jemand in Eile mit einem Brot... „die hinter ihm Stehenden sind der collective action, sprich des Protestes, eigentümlich unfähig“, schreibt Lars Clausen (154). Wir sehen hier (und das ist bei soziologischen Wahrnehmungsoperationen immer der Fall), dass hier ohne besonders zu argumentieren, etwas als „eigentlich zu erwarten“ vorausgesetzt wird. Anders gesagt: bei Beobachtung soziologischen Beobachtens sollte uns *das* auffallen. Natürlich ist es mit dem Auffälligwerden von Sachen und Sachverhalten wie mit der Skepsis: man kann nicht an allem zweifeln (siehe Wittgenstein und Davidson). Um *an etwas* zu zweifeln, muss man an allem anderen *nicht* zweifeln und sagen können, warum man *speziell an dem*, woran man zweifelt, zweifelt (wenn Sie bezweifeln, dass ich hier an einem Pult stehe, dürfen Sie nicht daran zweifeln, dass Sie auf Stühlen sitzen (falls doch, *woran noch?*), und dann müssten Sie sagen können, was die Existenz dieses Pultes weniger selbstverständlich macht als die Ihrer Stühle). Auf den Fall bezogen: warum sollte uns das Nicht-lautstark-Protestieren gegen die Vordränger auffallen? Wieso gehen wir nicht einfach davon aus, dass die Leute sowas durchgehen lassen, weil... na, weil sie einfach nett sind oder so?

Ich halte kurz inne. Soziologische wie historiographische wie psychologische Texte (eigentlich alle Texte der Humanwissenschaften) schleppen immer gewaltige Bündel unausgesprochener anthropologischer Annahmen mit sich herum. Sie tun das wie jedes Alltagstheoretisieren das auch tut. Menschen folgen im Alltag Routinen, denen sie nur folgen können, wenn sie unbewusst bleiben (siehe Witz vom Tausendfüßler). Zu diesen Handlungs- resp. Verhaltensroutinen gehören Wahrnehmungsroutinen, die vor allem in dem bestehen, was man *nicht* wahrnimmt. Das ist bei den Humanwissenschaften nicht anders; sie müssen, um etwas als interessant herauszustellen, das Meiste als uninteressante, unbefragte Voraussetzungen unterstellen. Nur müssen sie, das unterscheidet sie von den Wahrnehmungsroutinen des Alltags, *darum wissen*, und darum eine latente Bereitschaft haben, das bisher Unbefragte zu befragen. Allerdings wäre mutwilliges Befragen witzlos. Man sollte auch dafür Gründe haben. Und so will ich denn die Voraussetzung, die Clausen hier macht, dass Menschen nämlich unmutsgeneigt und auch unmutsäußerungsgeneigt sind, und es also *auffällig ist*, wie *leicht* es Vordränger (und Vordrängerinnen) haben, nicht weiter befragen.

Was Clausen aber im Laufe seines Aufsatzes befragt – und ändert – ist die *Fragestellung*. Er ändert die Frage, warum die Schlangestehenden so tolerant bzw. so kraftlos auf die, die das Schlangestehenprinzip missachten, reagieren, von „Warum tun sie das?“ zu „Warum nur mögen sich Menschen überhaupt auf so eine schwache Ordnung einlassen?“ Was eine irritierende Frageumstellung ist. Ist sie vielleicht einfach von der Unterstellung der Unmutsgeneigung abhängig (Schlange=schwache Ordnung weil jederzeit von wütenden Leuten anomisierbar?)? Und was ist, wenn wir diese Unterstellung einfach aufgeben? Vielleicht sind die Leute, wie gesagt, einfach meistens nett? Und wie dem auch sei, man zuckt die Achseln: Was bleibt ihnen übrig (wenn sie einkaufen wollen, wenn sie eine Fahrkarte lösen wollen)? Wäre die Erstaunensbedingung, dass eine „schwache soziale Ordnung“ (wenn „die Schlange“ denn wirklich plausiblerweise so genannt werden kann/soll) nicht die Annahme, dass Leute (eigentlich) eine solche Abneigung gegen derlei schwache Ordnungen haben (müssten), dass sie lieber auf alles Mögliche verzichten, als sich „auf so etwas einzulassen“. (Frage am Rande: Ist diese Verwunderung nebst Unterstellung eine recht preußische, der die Weisheit des angel-

sächsischen Muddletrough oder der austriakischen Schlamperei mangelt?) Warum tut überhaupt irgendwer irgendwas? – vielleicht taugt dieser Satz als Anstoß einer *Soziologie der reduzierten Verdutzbarkeit* (wäre das nicht ein Theorieprogramm)?

Clausen lässt eine Reihe von Beobachtungen/Fragen sowie Interpretationsansätzen Revue passieren, bevor er zu einer weiteren Beobachtung kommt, die dann zum eigentlichen Kern seiner Reflexionen führen. Schlangen sind – obwohl oder weil die gewöhnlichen Abstandsregeln notwendigerweise unterschritten werden – anonyme Beziehungen (wie Fahrstuhlgemeinschaften), man nimmt einander (nach Möglichkeit) nicht wahr, und vielleicht reduziert das die Erregungsbereitschaft gegenüber Regelbrechern. Schlangen sind – Variation – „wenig solidaritätsfähig“ (154). Einem Blick auf die Komplexität des variablen Sozialraums Schlange (als „soziales System“ (Parsons)) folgt einer auf das generalisierte Phänomen „Reihenposition“ (Goffman).

Im Rahmen eines Seminars lässt Clausen nun Schlangenbeobachtungen durchführen und findet das Phänomen des Auf- und Abbaus von Kurztraditionen interessant (Schlange vor einer Schwingtür, jemand lässt sie nach dem Durchgehen nicht zurückschnellen, sondern hält sie für die Nächstkommenden auf, das wird zum Brauch – so lange bis ihn jemand (vielleicht notgedrungen) verletzt, und dann ists wieder beim Alten). Dann schickt Clausen zwei Seminarteilnehmer auf eine „Butterfahrt“ Kiel->Dänemark und zurück (wobei es ums zollfreie Einkaufen auf dem Schiff geht, das sich, um Zollaussland zu sein, wenigstens drei Meilen von der Küste entfernen muss). Die beiden Beobachter kommen mit einem – erstaunlichen? nun, sie erstaunt habenden – Befund zurück: die Leute stehen auf – bilden eine Schlange – lange bevor sie das müssen, sie machen es damit für sich auch ausgesprochen unbequem. Wie erstaunlich ist das und warum? Erstaunlich ist das *einerseits gar nicht*, wir alle kennen das nämlich. Im Flugzeug drängeln sich die Leute so früh wie möglich im engen Korridor, wuchten mit ihrem sperrigen Handgepäck herum, stehen gekrümmt über den Nebensitz gebeugt, bis sie sich endlich auch auf den (vollen) Korridor quetschen dürfen, und das alles bei noch geschlossenen Türen. *Sehr erstaunlich* ist das *andererseits*, denn: was soll der Quatsch? (Hier wird das Warum-tut-überhaupt-irgendwer-irgendwas? zur Abwehrformel: rührt nicht daran! oder, wie man in Hamburg sagt: „Gaanich ingnjoriän!“).

Jede und jeder kennt das, auch die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Clausen-Seminars, Beispiele zuhauf. Warum? Man denkt entlang des „homo oeconomicus“-Modells, der ja in sich eine eigentümliche Fiktion ist. Niemand hält für möglich, dass irgendjemand sich verhält, handelt, denkt, reagiert wie der „homo oeconomicus“, und doch gelten sogenannte „Erklärungen“ für „rational“, wenn sie mit diesem phantastischen Konstrukt arbeiten. (Folgerung daraus: sind „rationale Erklärungen“ auch phantastische Konstrukte?). Also der homo oeconomicus müsste die Zeit, die er durch Weiteraufdemplatzsitzen gewinnt (er kann da irgendwas machen, lesen oder dösen), der *jedenfalls vertanen* in der Schlange vorziehen. Tut er aber nicht, schon weil es ihn nicht gibt. Warum aber steht der reale Mensch erfahrungsgemäß auf, drängelt, hat es unbequem, weiß im Vornherein, dass er missmutig sein wird und so fort? Im Seminar keine Ideen, allerdings Selbstbeobachtung, „unbestimmte Ängstlichkeit, mit der man sich den zur Schlange Aufbrechenden anschließt“ (156). Ein Begriff taucht auf: „bandwaggon effect“, auch „Mitläufer-Effekt“, Clausen nennt das einen „Begriff mit Stempelglanz“, man hofft, schon etwas theoretisch geleistet und etwas von der Sache begriffen zu haben – jedenfalls beides dem Hörer und der Leserin signalisiert zu haben –, wenn man ihn bloß verwendet. Aber – *mein* „aber“ –: „Die Seminardiskussion stieß nicht weiter vor als bis zu der Erläuterung, dass diffuse Furcht und diffuse Hoffnung ihren Grund in einem diffusen

sozialen Mißtrauen oder Vertrauen hätten.“ (157). „Aber“ sage ich, weil ich meine, dass die Semindiskussion hier einen entscheidenden Schritt getan hat. Den nächsten (den ich empfehlen würde) tut sie nicht, die Sache nimmt einen anderen Weg, einen sehr interessanten. Ich komme später wieder zurück auf das Stichwort „Vertrauen“.

Im Seminar fühlte man sich da auf unsicherem (soll ich in Anspielung auf den Untertitel des Aufsatzes sagen: in sumpfigem?) Terrain, jedenfalls dann, wenn sich das Beobachtete nicht in die feuilletonistischen Reflexe, die man „Kulturkritik“ nennt, transformieren ließ (Kulturkritik: Objekt, wie Clausen schreibt „ratlosen Fachspotts“ seitens der professionellen Soziologie (164)). Wenn dies gelingt, fühlt man sich sicher und im Vertrauten, nämlich wenn man Schlangen als „Misstrauen“, als eine Art Solidargemeinschaft gegen „anonyme Apparate“, undurchschautes Technikdrumherum und so weiter auffassen kann. Kritische Soziologie konstatiert Sozialverhalten als Kritik an den Verhältnissen. Die akademische Langeweile erhebt ihr Medusenhaupt und alle erstarren in ihren Gesten, aber niemand merkt es.

Clausen weist den Weg aus dieser Sackgasse, indem er auf das Phänomen „sensationeller Riesenschlangen“ zeigt. Beispiel: Caspar-David-Friedrich-Ausstellung 1974 in Hamburg und Dresden, ca. 220.000 und über 250.000 Besucher, Weltrekord für eine Gemäldeausstellung. Vorläufer (alle Hamburg): 1953 Stapellauf der „Tina Onassis“; 1954 Stapellauf der „Al Malik Saud Al-Awal“; 10 Monate später Start der Jungfernfahrt dieses Schiffes; 1964 Feuerwerk zur 775-Jahr-Feier des Hamburger Hafens; im Jahr der CDF-Ausstellung Eröffnung der Köhlbrandbrücke und des neuen Elbtunnels; 1975 Heimkehr der Schiffe, die seit 1967 im Großen Bittersee festgelegt hatten und nun die einzigen (von 14) gewesen waren, die noch aus eigener Kraft hatten „heimkehren“ können.

Schlangen sind das nicht unbedingt – man könnte sagen: Ereignisse erwartende Menschenansammlungen, die etwa im Falle von Einlasskontrollen oder anderen engen Durchgängen Schlangen bilden. Was nun verbindet die genannten (Hamburger) Massen-Ereignisse? Man zögert zu sagen, dass ihr Gemeinsames ist, Massenaufläufe zu sein, die eigentlich kein Gemeinsames haben als eben das. Nunja, immer gab es etwas zu sehen, immer gab es die Gemeinsamkeit, etwas sehen zu wollen, das „so nicht wiederkommt“. Reicht das? Offensichtlich nicht. Aber warum nicht? Weil wir – wir: Lars Clausen, seine Seminarteilnehmerinnen und -teilnehmer, Sie, meine Damen und Herren (wenigstens zum Teil), ich (als Angelernter) – eben Soziologen sind, und damit von Berufs wegen zum Warum, zum Erstaunen, zum Erstauntwerden durch das eigentlich mit banalen Hinweisen auf alltagsgemäßes Kenntmandoch als nicht weiter bemerkenswert Abzutuende, zur Rhetorik des Verdutztseins und Verdutzens verpflichtet sind? Sind das eben zwei konträre Lebensverarbeitungsentwürfe, der Fraynsche des Warumtüberhauptirgendwerirgendwas? und der soziologische des Allesistsoseltsam! – ? Sie verstehen, ich bin auf dem Wege, sie irgendwie zusammenzubringen.

Es gehört die *Art der Beschreibung* hinzu, bzw. sie ist die Voraussetzung. Ich könnte sagen: die CDF-Ausstellung in Hamburg stieß auf unerwartetes Interesse, es sprach sich herum, dass man sowas gesehen haben müsse, und sowas ist immer für viele Leute Anlass, auch dabei sein zu wollen, und als es sich dann als ausgesprochen anstrengend herausstellte, wurde das nicht als zureichender Grund, wieder nach Hause zu fahren, sondern als Bestätigung des Dasmussmangesehenhaben erlebt. So sind die Leut‘.

Aber wenn ich so formuliere, wird kein Seminar und kein Aufsatz daraus. So muss das gehen: „Die Hamburger Caspar-David-Friedrich-Ausstellung (hat) unsere Zunft blamiert: *Wir haben sie nicht vorausgesagt.*“ *Wir haben sie nicht vorausgesagt* – kursiv. In seiner Abschiedsvorlesung wird Clausen das Prognostizieren als Proof-of-the-Pudding der Soziologie

hervorheben. Wer sich nicht traue, Voraussagen zu machen, sei ein Feigling vor der Zunft. Allerdings war es ja wohl kaum Aufgabe irgendeines Soziologen, sich Gedanken über den Besucherandrang einer Kunstausstellung zu machen. Ich lese das Kursive so: *alle* haben sich gewundert, warum haben *wir* uns *auch* gewundert? (Ich habe von Clausen gelernt und einen Vortrag über den unerwarteten Besucherandrang und das ebenso unerwartete Schlagzeilenauftreten der Ausstellung „Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941–44“ genannt: „Über ein prognostisches Versagen“.). So Clausens Beschreibung: „Vom 14. September bis 3. November besuchten 218910 Interessenten ausweislich des Kartenverkaufs diese Ausstellung der Hamburger Kunsthalle. Im ersten Stock zirkulierten Mengen, die jedes museumseigentümliche Anschauen unmöglich machten. Mehr als eine Stunde sollte man nicht unter den Bildern zubringen. Für Rausgehende wurden die Exponaträume gleich wieder vom Kopf der Schlange her aufgefüllt, einer Schlange, die sich durchs ganze Treppenhaus abwärts wand, bis ans Drehkreuz. Die Schlange reichte durch die Zentralhalle im Erdgeschoß, durch das Foyer bis vors Haus, ganz an der Kunsthalle entlang und bis über die Ernst-Merck-Brücke, die die ausgefächerten Einfahrtgleise zum Hauptbahnhof überspannt: Wer da ankam, erschrak erst einmal des Todes und stellte sich dann still für Stunden hinzu.“ Merkwürdig in der Tat, jedenfalls wenn man es so schildert. „Der Soziologe ist immer im Dienst“, schreibt Clausen, er ist dabei, er sieht sich um (die Idee, mit Stift und Block in der Hand eine improvisierte Umfrage zu machen, verwirft er aus alltagspraktischen und zunft-methodischen Gründen): „Ich fragte also nicht schlangauf schlangab, sondern trachtete hinzusehen, Zeit hatte ich, und war von mir enttäuscht: Ich fand so wenig. Höchstens konnte mir die Geduld der Besucher auffallen.“ Keine „leicht gereizte Drängelsucht“, „zwischen allen ein Hauch von Wohlwollen“. – „So blieb das Frappante *die Unvorhersehbarkeit*“ (158 f.). Kursiv. Nota bene: das Versagen des soziologischen Beobachters wird zurückgeführt auf ein dem Ereignis zugeordnetes Dispositionsprädikat auf „-bar“. Nun ist der Pferdefuß bei allen Dispositionsprädikaten auf „-bar“ oder „-lich“ – zerbrechlich, unkaputtbar – dass sie im Grunde Hypothesen ausdrücken, die gelten, bis sie falsifiziert werden („oh, ist *doch* kaputt gegangen“) oder sich Falsifikationsversuchen erfolgreich (bisher) widersetzt haben („geht und *geht* nicht kaputt“). Wann ist *Unvorhergesehenes* unvorhersehbar? Wann erstaunt ein Ereignis nicht nur, sondern erstaunt, weil es „ein erstaunliches Ereignis“ ist, und zwar eins, das auch der professionelle Prognostiker nicht voraussagen *kann*? Meint Clausen das so?

Clausen nimmt das Verwundernmachende als etwas vom Schlage der Ereignisse, die man kennt und sagt: Seht her, das gehört auch dazu! – genauer wohl: Was seht ihr, wenn ihr es mal so anseht? Gemeindet das Erstaunliche in eine Klasse von Ereignissen ein, die euch nicht verwundern – was seht ihr dann? Was er unvermutet heranzieht, ist das soziale Ereignis „Feier“, das er so definiert: eine Feier wiederholt und verdichtet „einen im Alltag ausgehaltenen Widerspruch“ (165). „Widerspruch“ noch in der Nähe zu seinem marxistischen und marxistoiden Gebrauch. Etwa „Arbeitsabschlussfeier“, zu der das Mühevoll wie das Wichtignehmen gehört, „sie ist eben *symbolisch*“. Man feiert die Entlastung von etwas, indem man die belastenden Aspekte, symbolisch steigert und zum Spaß erklärt. Im Karneval werden Machtlose als Machthaber erhöht, auf Thronen herumgetragen und durch die Straßen geschleppt, alles freiwillig, alles erlaubt, karikiert und eigentlich vollkommen sinnlos. Nehmen wir diese Parallele einmal an: was „verdichten“ die genannten Massenergebnisse, Clausens Antwort: „Hochkomplexe Mühe; Unwiederbringlichkeit; Wohlschaffenheit.“ (165). Mühe: alle Ereignisse haben nicht nur eine Geschichte ihres mühevollen Zustandekommens, sie stellen direkt oder indirekt ihre Mühe auch aus, was mit der in allen Anlässen auch öffentlich

ausgelobten Unwiederbringlichkeit zusammenhängt (so viele Gemälde aus so vielen Galerien aus so vielen Städten; auch die Köhlbrandbrücke wurde mit Superlativen der Mühe, der Schönheit, des Ingenieurraffinements ausgestattet usf.), Wohlschaffenheit („wie soll man das Signal sonst näher bezeichnen, als mit einer verwitterten Vokabel?“ (166)), gemeint ist: es ist groß und schön und macht keine Angst.

Clausen hätte später – der Aufsatz ist von 1981 – auch den vom Ehepaar Christo designierten „verhüllten Reichstag“ nehmen und sich der Spektakelhaftigkeit des Ereignisses wie der wochenlangen Feier dieses Ereignisses, die selbst zum eigentlichen Ereignis wurde, widmen können. Der „verwitterte Ausdruck“ der Wohlschaffenheit passt hier besonders gut. Ich habe zu den Besuchern gehört, ich bin einer derjenigen gewesen, die das Projekt für eine gigantomanische Albernheit gehalten haben, ich kam, war da, war besiegt. Es war wunderschön, die Menschenansammlung, die nichts weiter tat, als näher zu kommen und dann da zu sein, das mühevoll errichtete und unwiederholbare Wohlgeschaffene anzustauen, war trotz aller im Grunde bedrängenden Enge geduldig und duldsam und stellte sich selbst als dieses Ereignis aus. Es war erstaunlich und bewegend.

Die Menge – ich gehe jetzt über Clausen hinaus, menge eigene Beobachtungen ein – staunt über etwas Unalltägliches und *stellt sich und ihr Erstaunen aus*. Es ist, als hätte man einen Anlass gesucht, dies tun zu können – Gemälde, Schiffe (wie sagte Horst Janssen einst im Hamburger Rathaus?: „Schiffe? Ich bitte Sie! Schiffe?“), Brücken (im Ernst?), ein in glänzenden Stoff verpacktes Gemäuer...?: ich bitte Sie! Ich glaube, dass alle Versuche, diesen Ereignissen eine Art „Sinn“ zu geben, das Elementare, das ihnen innewohnt, verkennen. – Zurück zu Clausen. Er nennt diese feier-ähnlichen Ereignisse spontane schwache Ordnungen, „Versuche sozialer Formgebung“ (164), die als eine Art Antwort auf bewusst nicht wahrgenommene Anomie-Erfahrungen des gelebten Alltags zu verstehen, Clausen empfiehlt. „Zuflucht“ (164) sagt Clausen, „Kompensation“ würde Odo Marquardt vielleicht sagen.

Aber wieso „Anomie“? Clausen spricht von einer von ihm „vermuteten“ Anomie; sie selbst sei „um ein Bild zu brauchen, eine derart flache und langwellige Dünung, daß ihre Ursachen zu erforschen uns methodisch sehr schwer fallen wird.“ (164 f.). Clausen lässt es im Grunde mit diesem Bild sein Bewenden haben; es folgt nur der erneute Hinweis auf die vom Soziologen generell eher zunftstolz abgewertete „Kulturkritik“ à la Sedelmayer („Verlust der Mitte“), Holthusen („Der unbehauste Mensch“) – von Arnold Gehlen mit dem Satz, wer die Mitte verloren habe, solle den Rand halten (164), oder von Arno Schmidt mit „Der unbestohene Mensch“ ruhig veralbert –, oder „Der eindimensionale Mensch“ und „Der Garten des Menschlichen“ (Herbert Marcuse und C. F. von Weizsäcker, keine selbstverständliche Zusammenstellung). Clausen konstatiert diesen Werken „geschickte Titelwahl“, die sie zu Bucherfolgen gemacht hätten, zwar „Spekulationen“ (doch „ernsthafte“), aber doch wohl notwendige Spekulation, die sich, so verstehe ich Clausen, dort vortaste, wo das methodische Fortschreiten – methodos = sicherer Weg – wegen zu sumpfigen Geländes nicht recht voranginge.

Sie hören, ich habe den Untertitel von Clausens Aufsatz „Exkursion in den Quellsumpf der Theorien“ aufgenommen. Er selbst erläutert ihn nicht. Ich will's versuchen. Ein Fluss entspringt einer Quelle, idealerweise lokalisierbar, klares Wasser sprudelt aus einem Berg, wird ein Bach, wird ein Fluss. Oft ganz anders, eine sumpfige Gegend, Wasser läuft (oder Plural: laufen) irgendwo zusammen und irgendwann nennt man es einen Bach, dann einen Fluss. Seltsame Wasser-Affinität von Clausens Metaphorik: die langen Dünungswellen der

sozialen Anomie-Erscheinungen (und die Ansammlungen/Schlangen als „Schaumwipfel“, an denen man erkennt, dass da überhaupt Bewegung ist), der sumpfige Quellgrund.<sup>5</sup>

Wie kann man diese Metapher im Zusammenhang der Ausführungen zur Schlangengebilde verstehen? Zusammengefasst: Riesen-Schlangen, spontane ruhige, unaggressive, sich um etwas, das als Ereignis ausgelobt wird, sich bildende Massen versteht Clausen als *soziale Anomie-Erfahrungen kompensierende Versuche sozialer Formgebung*. Der Soziologe nehme sie als *Indikatoren* für das, was kompensiert und *nur durch die Kompensation sichtbar* wird. Das anomische Potential in dem, was der Soziologe nunftgemäß als soziale Ordnung wahrnimmt und beschreibt. Aufmerksam wird auf dieses Potential der theoriearme, aber möglicherweise affekt- und titelstarke Kulturkritiker, den, so Clausens Empfehlung, man als (ich erfinde das Wort) hilflosen Indikator, vielleicht: Cassandra, d. h. ernst, mit Einsicht, aber nicht ernstgenommen, durchaus ernstnehmen sollte. Und zwar als, ich pinsele das Bild weiter, Sumpfund, aus dem die Theorie ihr Wasser gewinnt bzw. gewonnen hat, wenn sie als eindrucksvoller Fluss daherströmt, aber (ich kann mir nicht helfen, das zuendzumalen/denken) in das Riesenwasser, das Meer, mündet und sich wieder im Diffusen verliert.

Hier könnte ich aufhören; Clausens Reflexionen über Schlangen hätte ich, ich hoffe: zureichend, dargestellt. Aber es ist noch ein klein Wenig Vortragszeit übrig, und das möchte ich damit verbringen, das zu tun, womit man Gedachtes am besten, gewissermaßen erst eigentlich ehrt, es weiterdenken. Schlangen, richtige Warteschlangen haben eine besondere Eigenschaft, sie machen sinnfällig, *was soziale Ordnung im Wesentlichen ist*, nämlich *einen Schritt nach dem anderen zu tun*, und zwar in routinierter Weise. Auch für Schlangenausbrecher, wenn sie denn zurückfinden wollen, bleibt nichts, als wieder weiterzumachen; alle Seitwärtsbewegungen sind nur Umwege des Wieder-Zurückmüssens. Soziale Ordnung allgemein ist, zu wissen, was man als Nächstes machen muss oder kann, meist nicht wie beim Schlangestehen, aber die Optionen sind, wenn auch *eigentlich* unendlich, vergleichsweise überblickbar. Soziales Leben besteht vor allem aus Routinen. Und auch wenn diese gestört werden, weiß ich fast immer, was ich dann machen muss (Beschweren, zur Polizei gehen etc.). Wenn meine Routinen gestört werden und auch die Routinen der Störungsbewältigung nicht greifen, beginnt Unruhe, die schnell eskalieren kann, siehe die Aufregungen der Covid-Monate.

Ich nenne die Abläufe gemäß dem Ich-weiß-was-ich-als-Nächstes-tun-muss „soziales Vertrauen“. Soziales Vertrauen funktioniert dadurch, dass alle meine Handlungen, vorausgesetzt jemand nimmt sie wahr, immer auch Signale an meine soziale Umwelt sind, *Signale, dass es so weitergeht*. Durch dieses Signalsystem bewältigen wir die von Niklas Luhmann – wir hatten das schon – so gern als eigentlich unbewältigbar dargestellte doppelte Kontingenz. Wir machen weiter und, indem wir weitermachen, sagen wir allen anderen, dass *wir* weitermachen und *sie* weitermachen können. Dieses Weitermachen als im Zweiermodell doppelte, also real unendlich vervielfachte Kontingenz darzustellen, zeigt die Fragilität sozialer Ordnung. Und gleichzeitig ihre Stabilität. Wir können gar nicht anders als weiterzumachen, aber wir können das nur, weil wir diesen Mechanismus nicht im Bewusstsein halten können. Auch wenn wir jetzt gemeinsam über diese soziale Mechanik nachdenken, hat das keinerlei Auswirkungen auf unser aktuelles Verhalten. Stimmt's?

5 Bei der Metaphorisierung der Schlangen geht er aber auch kurz aufs Trockne (wenn auch nicht Wasserferne) und spricht von „leicht zusammengewehten Dünenketten in einer ganz unterbestimmten Flugsand-Wüste der Sozialerfahrungen des Publikums“ (157).

Ordnungsaufösungen geschehen dann, wenn die Fragilität, das paradoxe Fundament sozialer Ordnung *aus der Unbewusstheit in die Latenz* gerät. Dann wird den Leuten mulmig. Auslösen kann das allerlei, aber es ist immer wieder – Kulturkritik! – das, was heutzutage unter „Globalisierung“ verbucht wird, was soziologisch „Modernisierung“ heißt, was man als lange Wellenbewegung – mit Kämmen und Tälern – mit Karl Popper die historische Tendenz von geschlossenen Gesellschaften zur offenen (Welt-)Gesellschaft nennen kann. Weg von tribalen, quasi-familiären, Clan-haften, räumlich überschaubaren, traditionellen – und in dieser Weise routinierten – hin zu abstrakteren, unbegrenzten Ordnungen, deren Routinen sich erst und immer neu und – Stress, Unbehagen, Gefühl des Mulmigen – auf Abruf bilden müssen.

Die Reaktionen bestehen im Beschwören von geschlossenen Ordnungen: Platons totalitäre Staatskonzeption antwortet auf die Öffnung Athens zum Zentrum einer mittelmeeerischen Wirtschaftszone und die Sophistenbewegung als routinierter Routineleugnung. Schillers Gelehrtenrepublik, Fichtes geschlossener Handelsstaat, das Beschwören des Organischen bei Ordnungsbeschreibungen der Romantik – Antworten auf die erschütterten Routinen eines Öffnungsschubes der europäischen Gesellschaften. Wer heute nach Signalen sucht: Öffnung hin zur Fluidklärung klassischer Identitäten (sexueller/gendergemäßer/ethnischer) bei gleichzeitiger – kompensatorischer – Beschwörung der Vorgeordnetheit von unbezweifelbarer Identität (Ahndung modischen wie kulinarischen Cross-overs, Neuentdeckung der Hautfarbe als wesentlichem Unterscheidungsmerkmal (Woke-Reaktionen auf die Erfolge der Bürgerrechtsbewegung als Analogon<sup>6</sup> zur Gründung des Ku-Klux-Klan nach dem Ende der Sklaverei), oknophiler Umgang mit mobilen Telefonen (im Grunde einem Symbol philobatischen Lebensstils) wie mit Teddybären (festhalten, anklammern, streicheln, nachschauen)).

In diesem Zusammenhang kann man auch, Clausen folgend und ein Stück weitergehend, Schlangen und ähnliche Ansammlungen auf solche Weise verstehen: rituelle Demonstrationen jenseits tatsächlicher durch Aufmarschieren wenigstens symbolisch demonstrierter Gegen-Macht, nämlich vor allem als Exerzieren engen Beisammenseins<sup>7</sup>, gern nach kalendarischen Vorgaben. Flash-Mob, nur scheinbar anders, als kommandierte Spontan-Ordnung in den mulmigen Alltag hinein. Umfragen sollen ergeben haben, dass es zahlreiche Leute gibt, die gerne in Staus stehen; andere hören im Radio von Staus und fahren los, um mittendrin zu sein. Clausens Formulierung: „etwas mehr Nomos ins Leben der Teilnehmer zu bringen“ (167). Ich ergänze: durch das *hilflose Beschwören von Routine-Substituten auf Zeit*.

Ich empfehle, *erstaunliche Menschenansammlungen als Gemeinschaftsveranstaltungen der Erstaunensvermeidung im Blick auf das Sonderbare sozialer Ordnung* anzusehen und sich nicht mehr zu wundern. Oder: wenn es Leuten mulmig wird, weil das intuitive Wissen um die unaufhebbare Kontingenz unseres (sozialen) Lebens aus dem Unbewussten in die Latenz tritt, dann machen sie allerlei. Die einen schreiben etwas wie Platons „Politeia“, die anderen fahren in einen Stau. Soziologisch – als Kompensationsstrategie – bedeutet es dasselbe: Nomos kommt in die Welt.

6 Mit umgekehrten Vorzeichen – versteht sich. Nur ist immer zu bedenken, dass das Unbewusste keine Vorzeichen kennt. Hass und Liebe sind beide überintensive Objektbeziehungen. Der emanzipatorischen Politik geht es um alltagstaugliche Gleichgültigkeit, also um das, was hier wie da als „race-blindness“ gilt.

7 Clausen weist schon auf die Ausweitung seiner Theorie in die Politik-Analyse hin, indem er als weitere mögliche Beispiele die AKW-Protestbewegungen nennt (167).

## Literatur

Clausen, Lars (1994): Schlangen. Exkursion in den Quellsumpf der Theorien. In: Ders.: Krasser sozialer Wandel. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 153–168.

Hutter, Axel (2025): Sprachanalyse und Metaphysik. Eine Einführung in die moderne Philosophie. München: C.H. Beck.

Luhmann, Niklas (2021): Soziale Systeme. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Schopenhauer, Arthur (1988): Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde. In: Ders.: Kleinere Schriften (= Arthur Schopenhauers Werke, Bd. 3). Zürich: Haffmans, S. 7–168.

Open Access©2026 Autor\*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).